



Carola Lentz

Kultur: Einige begriffliche Lockerungsübungen

In: Migration – Integration : Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der
Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 10. Juni 2016
und am 9. Juni 2017. – ISBN: 978-3-939818-75-5. - Berlin: 2017, S. 28-34
(Debatte ; 18)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus-28222](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus-28222)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer
Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence
zur Verfügung gestellt.



Carola Lentz

Kultur. Einige begriffliche Lockerungsübungen

Unter dem Titel „Betrachtungen zur Populismus-Debatte“ hat Thilo Sarrazin kürzlich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (25.05.2016) nach den „realen Defiziten“ in der ökonomischen, politischen und sozialen Realität gefragt, die populistische Parteien mit ihren einfachen Interpretationsschemata für breite Bevölkerungsschichten zunehmend attraktiv machen würden. Insbesondere die „einwanderungskritische Stimmung“, so Sarrazin, sei keineswegs völlig irrational und falsch, sondern spiegle die „tatsächlichen [negativen] Wirkungen des Zustroms von niedrig qualifizierten Einwanderern“ wider. Zu Sarrazins ökonomischen und politischen Sachbehauptungen mögen andere Stellung nehmen. Mich als Ethnologin und Sozialwissenschaftlerin interessiert vor allem seine ja schon gut bekannte These, dass im „Zusammenleben kulturell und ethnisch diverser Gruppen [ein] Risiko für den gesellschaftlichen Frieden“ liege. Je „weiter die von den Gruppen gesprochenen Sprachen im Stammbaum der menschlichen Sprachen voneinander entfernt liegen“, so Sarrazin, d. h. also: je fremder sie sich seien, umso geringer sei das gegenseitige Vertrauen und umso höher die „Feindseligkeit“ gegeneinander, wenn sie zusammen leben müssten. Und dieses Verhaltensmuster der Xenophobie sei „in der Evolution tief verwurzelt“, also eine soziobiologische Konstante, mit der Einwanderungspolitik rechnen müsse.

Auf die fragwürdigen Quellen, mit denen Sarrazin hier argumentiert, kann ich nicht näher eingehen. Es mag der Hinweis genügen, dass rezente Bürgerkriege wie in Syrien oder dem ehemaligen Jugoslawien und der Genozid etwa in Ruanda zwischen Bevölkerungsgruppen stattfanden und -finden, die sich sowohl sprachlich wie hinsichtlich vieler kultureller und religiöser Merkmale außerordentlich nahestehen. Für unsere Diskussion über Migration und Integration lohnt sich aber ein Blick auf das hinter Sarrazins Argumentation liegende Verständnis von Kultur – nämlich das In-Eins-Setzen von ethnischer Gruppe = Sprache = Kultur und die Pluralisierung von Kultur, d. h. das Postulat der Existenz klar voneinander zu unterscheidender Kulturen. Ein solcher Kulturbegriff, der soziale Gruppe und spezifische Kultur eng führt, der soziale und

kulturelle Grenzen als deckungsgleich denkt, liegt vielen Beiträgen zur gegenwärtigen Integrationsdebatte zugrunde.

Im Folgenden möchte ich zuerst kurz zur aktuellen Rolle von Kultur als Kampfbegriff und zu den Charakteristika sprechen, die das dabei in Anschlag gebrachte fundamentalistische Kulturverständnis prägen. Dann möchte ich für begriffliche Lockerungsübungen plädieren und für alternative sozialwissenschaftlich informierte Sichtweisen werben, die nicht blind die Kampfbegriffe der Akteure übernehmen. Es geht vor allem darum, Kultur und soziale Gruppe zu entkoppeln und die Kontingenz kultureller Grenzziehungen in den Blick zu nehmen.¹ Dazu drei Bemerkungen.

I

Wie immer man „Integration“ in der aktuellen Debatte über Migration und Einwanderung auch definiert:² Kultur spielt in der Argumentation regelmäßig eine wichtige Rolle. Die Vorstellung von kulturellen Eigenheiten, von Fremdheit als Integrationshindernis, ist weit verbreitet. Einzelne Migranten oder auch Migrantengruppen werden als typische Vertreter einer spezifischen Kultur dargestellt und wahrgenommen. Kultur wird dabei regelrecht zum Kampfbegriff – nicht nur in Samuel Huntingtons (1993) berühmtem „Kampf der Kulturen“. Untersucht man die rhetorischen Strategien in der öffentlichen Debatte über Migration, tritt der Begriff Kultur oft an die Stelle von älteren, heute als politisch inkorrekt gebrandmarkten Begriffen. Es ist nicht mehr die Rede von Rassenunterschieden. Aber: „Kultur“ wird wie einst der Rassebegriff verwendet; über die unausweichliche Determination menschlichen Verhaltens durch Kultur wird gesprochen wie einst über die Prägung durch Rasse. Man könnte diese Sichtweise als Kulturfundamentalismus bezeichnen, in Anlehnung an den Fundamentalismusbegriff im Blick auf Religion.³ Und diesen Kulturfundamentalismus finden wir interessanterweise nicht nur bei rechts-

¹ Eine ausführliche Diskussion der hier dargelegten Argumente und ein Überblick über die ethnologische Diskussion zum Kulturbegriff finden sich in Lentz 2009, 2013 und 2016.

² Hartmut Esser (2009) etwa sieht bei „Sozialintegration“ vier Teilprozesse am Werk, nämlich Kulturation (Erwerb von Wissen und Fertigkeiten, vor allem Sprache), Platzierung (Zuweisung von Positionen, Verleihung von Rechten), Interaktion (alltägliche soziale Begegnungen) und Identifikation (emotionale Zuwendung der Migranten zur Aufnahmegesellschaft).

³ Vgl. Karagiannis und Randeria 2016; siehe auch die schon älteren Texte von Kaschuba 1995 oder, auf die europäische Ebene zielend, Stolcke 1995.

nationalen Verteidigern einer deutschen Leitkultur, sondern auch bei linksliberalen Verfechtern eines fröhlichen Multikulturalismus; er schwingt sogar in Deklarationen der Vereinten Nationen über kulturelle Rechte von Individuen mit, insbesondere aber Rechte von Kollektiven auf ihre „eigene Kultur“.⁴

Kultur wird hier holistisch und umfassend verstanden. Es geht nicht um „Hochkultur“ oder spezielle kulturelle Errungenschaften und Produkte, sondern um eine ganze Lebensweise. Wahlweise kann der Fokus dabei eher auf Normen und Werten liegen, also auf Kultur als mentalem Programm, das die Lebensweise prägt, wenn nicht gar bestimmt. Oder unter Kultur werden die Praktiken, Institutionen und Artefakte verstanden, in denen sich die Normen und Werte materialisieren.

In welcher Ausprägung auch immer, zu den Prämissen des kulturfundamentalistischen Kulturbegriffs gehören die folgenden drei Annahmen:

1. die Welt sei ein Mosaik territorial verankerter, diskreter Kulturen (eine Art Container-Modell von Kulturen); dabei werden Kulturen mit sozialen Gruppen/Ethnien/Gesellschaften gleichgesetzt;
2. Kulturen seien im historischen Langzeitverlauf relativ stabil; und
3. Unterschiede innerhalb der Kulturen seien weniger wichtig als Unterschiede zwischen den Kulturen.

Abgeschlossenheit, Stabilität, Homogenität und Kohärenz – in diesen Stichworten lässt sich der fundamentalistische Kulturbegriff zusammenfassen. Variabilität und Konflikt werden ausgeblendet und Machtprozesse ignoriert. Außerdem wird ein „übersozialisiertes“ Individuum unterstellt, individuelle Handlungsspielräume und Kreativität werden ausgeblendet. Ayşe Çağlar (1990) sprach einmal treffend von einem Konzept von Kultur als „Gefängnis“, in das die Mitglieder eingesperrt sind. Kultureller Wandel ist dann eigentlich nur als Ergebnis von „Kulturkontakt“ erklärbar.

II

Wenn man das landläufige Kulturkonzept so zugespitzt darstellt, wird deutlich, dass es sich als Kampfbegriff eignet, aber für eine fruchtbare Debatte über Einwanderung nicht taugt und der komplexen Realität nicht gerecht wird. Kultur- und Sozialwissenschaftler müssen darum dieses Kultur-Paket

⁴ Vgl. hierzu Bennani 2015.

aufschnüren und ein empirisch gehaltvolleres Konzept entwickeln. Sie müssen den Kulturfundamentalismus als das analysieren, was er ist: ein konzeptuelles Instrument, das gesellschaftliche Akteure in machtgeprägten Kontexten in strategischer Absicht benutzen. Um diesen gesellschaftlichen Kampf um die Kultur aber analysieren zu können, brauchen wir ein offenes und relativ abstraktes Verständnis von Kultur; wir können nicht, wie auch schon gefordert wurde, den Kulturbegriff ganz über Bord werfen.⁵

Hilfreich ist dabei, zunächst von einer minimalistischen Definition von Kultur auszugehen. Kulturelle Phänomene bestehen – anders als naturhaft gegebene Unterschiede – „aus kontingenten sinnhaften *Unterscheidungen*, die von historisch und geografisch spezifischen Kontexten geprägt sind“ (Hirschauer 2014: 170; Hervorhebung im Original). Soziologisch besonders relevant sind dabei die Differenzierungen, mit denen sich die Unterscheider selbst voneinander unterscheiden; „die Klassifikation der Klassifizierer ...“, die ihre sozialen Zugehörigkeiten markiert, die Zusammensetzung von Gruppen definiert, Individuen Mitgliedschaften zuschreibt. ... Alltagsweltlich werden die Effekte solcher sinnhaften Unterscheidungen als individuelle ‚Eigenschaften‘ und ihre Aggregation als gegebene ‚Menschensorten‘ wahrgenommen“ (ibid.). Genauer betrachtet werden aber zur Abgrenzung von „Menschensorten“ – in unserem Kontext: den unterstellten unterschiedlichen Kulturen – immer nur einzelne Merkmale herausgegriffen und als zentrale Marker einer kulturellen Grenze definiert. Schauen wir uns dagegen die Verteilungen verschiedener breiter gestreuter kultureller Merkmale an, so addieren sie sich nicht zu klar abgrenzbaren Entitäten. Außerdem sind die Grenzen von sozialen Kollektiven, die durch diverse soziologische und politische Faktoren entstehen, nicht identisch mit kulturellen Grenzen oder Merkmalsbündeln. Wir sollten darum nicht von Kollektiven ausgehen, die eine Kultur „haben“, sondern vielmehr den machtformigen und konfliktträchtigen Prozess der Herausbildung von sozialen, politischen und kulturellen Grenzen analysieren. Der Fokus sollte auf Kontingenz und Emergenz liegen, auf Prozessen der Schließung und der Verflüssigung, nicht auf scheinbar klar abgrenzbaren Einheiten. Wir sollten also nicht nach Unterschieden, sondern nach Prozessen der Unterscheidung fragen.

⁵ Vgl. dazu etwa Kahn 1989, Kuper 1999, Trouillot 2002 und Hann 2007. Ein überzeugendes Plädoyer für die Beibehaltung und Weiterentwicklung des Kulturbegriffs vgl. Brumann 1999.

III

Soziale und politische Kollektive stabilisieren sich regelmäßig über die Behauptung gemeinsamer Kultur. Oder genauer: In den meisten Gesellschaften gibt es Kulturspezialisten und ideologische Unternehmer, die bestimmte kulturelle Merkmale herausgreifen, als typisch und grundlegend definieren und zur Markierung von Mitgliedschaft heranziehen (vgl. Wimmer 1996). Dabei werden generell interne Ähnlichkeiten betont, interne Verschiedenheit heruntergespielt und externe Unterschiede betont. Es geht den Betreibern einer solchen Differenzierungs- und Gemeinschaftsbildungspolitik meist darum, die Kontingenz der kulturellen und sozialen Grenzziehung zu minimieren und die Wahrnehmung der tatsächlichen Heterogenität in den Hintergrund zu rücken.

Sicher haben nicht alle ideologischen Unternehmer dieselbe Macht, ihre Vorschläge der kulturellen Grenzziehung und Schließung folgenreich zu machen. Außerdem müssen sie an alltägliche Erfahrungen andocken, sonst finden ihre Behauptungen keine Resonanz. Tatsächlich treten ja viele kulturelle Praktiken und Werte auch geclustert auf, nicht einfach beliebig verteilt. Typischerweise hat vermutlich ein Mann, der gern Kammeropern von Wolfgang Rihm hört, meist einen intellektuellen Beruf, legt auf moderne Einrichtungsgegenstände wert, trinkt vorzugsweise guten italienischen Weißwein und ist Homosexuellen gegenüber tolerant.

Doch tatsächlich kommen, je nachdem, auf welche kulturellen Inhalte man zwecks Definition von Gemeinsamkeit und Mitgliedschaft fokussiert, andere „Menschensorten“ heraus. Und einzelne Menschen gehören gleichzeitig – oder in ihrer Lebensgeschichte nacheinander – unterschiedlichen Kollektiven an. So hätte ich etwa in vielen Hinsichten persönlich mit einer sechzigjährigen syrischen Intellektuellen der oberen Mittelklasse mehr Gemeinsamkeiten als mit einem überzeugten bäuerlichen AfD-Wähler in Oberfranken oder einem arbeitslosen Hauptschul-Dropout und Heavy-Metal-Fan im Ruhrgebiet. In anderen Hinsichten dagegen teile ich mit dem AfD-Wähler und dem Heavy-Metal-Fan bestimmte Praktiken und Mitgliedschaften, etwa deutsche Staatsbürgerschaft, eine Vorliebe für Pizza und ein Faible für schwarze Lederjacks.

Ich denke, was gegenwärtig in der Debatte über Integration passiert, lässt sich in diesem Sinne beschreiben: eine neue Aushandlung dessen, welches die für die Markierung von kulturellen Grenzen relevanten Überzeugungen und Praktiken sein sollen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt – oder, wenn

Sie so wollen: die „Leitkultur“ – in Deutschland prägen sollten. Sozial- und Kulturwissenschaftler sollten in dieser Debatte nicht den Kulturfundamentalismus bedienen. Ihre Expertise kann vielmehr dazu beitragen, die Kontingenz des Prozesses bewusster zu machen und kulturfundamentalistische Argumente als das zu kennzeichnen, was sie sind: Teil der von gesellschaftlichen Akteuren mit unterschiedlicher Macht unternommene Versuche der Stabilisierung kultureller Grenzen durch Naturalisierung und Essentialisierung von Merkmalsbündeln, der Homogenisierung nach Innen und „Veränderung“ nach außen.

Literatur

- Brumann, Christoph. 1999. Writing for culture: why a successful concept should not be discarded. *Current Anthropology* 40, Supplement: 1–27.
- Çaglar, Ayşe. 1990. The prison house of culture in the study of Turks in Germany. *Sozialanthropologische Arbeitspapiere* 31 (Institut für Ethnologie, Freie Universität Berlin).
- Esser, Harmut. 2009. Pluralisierung oder Assimilation? Effekte der multiplen Inklusion auf die Integration von Migranten. *Zeitschrift für Soziologie* 38 (5): 358–78.
- Hann, Chris. 2007. Weder nach dem Revolver noch nach dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1: 125–46.
- Hirschauer, Stefan. 2014. Un/doing differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3): 170–191.
- Huntington, Samuel. 1993. The clash of civilizations? *Foreign Affairs* 72 (3): 22–49.
- Kahn, Joel S. 1989. Culture: demise of resurrection? *Critique of Anthropology* 9 (2): 5–25.
- Karagiannis, Evangelos und Shalini Randeria. 2016. Zwischen Begeisterung und Unbehagen: Ein anthropologischer Blick auf den Begriff der Kultur. In: Sybille De La Rosa et al (Hg.), *Transkulturelle politische Theorie. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer, 63–83.
- Kaschuba, Wolfgang. 1995. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. *Zeitschrift für Volkskunde* 91: 27–46.
- Kuper, Adam. 1999. *Culture: The Anthropologist's Account*. Cambridge: Harvard University Press.
- Lentz, Carola. 2009. Der Kampf um die Kultur. Zur Ent- und Re-Soziologisierung eines ethnologischen Konzepts. *Soziale Welt* 60, 2009: 305–24.
- Lentz, Carola. 2013. Kultur. Ein ethnologisches Konzept zwischen Identitätsdiskursen und Wissenschaftspolitik. In: Thomas Bierschenk, Matthias Krings und Carola Lentz (Hg.): *Ethnologie im 21. Jahrhundert*. Berlin: Reimer (Ethnologische Paperbacks), 111–29.

- Lentz, Carola. 2016. Culture: the making, unmaking and remaking of an anthropological concept. Working Papers of the Department of Anthropology and African Studies of the Johannes Gutenberg University Mainz 167. <http://www.ifeas.uni-mainz.de/Dateien/AP166.pdf>.
- Reckwitz, Andreas. 2008. Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie. Bielefeld: Transkript.
- Stolcke, Verena. 1995. Talking culture: new boundaries, new rhetorics of exclusion in Europe. *Current Anthropology* 36 (1): 1-24.
- Trouillot, Michel-Rolph. 2002. Adieu, culture: a new duty arises. In: Fox, Richard G. und Barbara J. King (Hg.), *Anthropology Beyond Culture*. Oxford: Berg, 37–60.
- Wimmer, Andreas. 1996. Kultur. Zur Reformulierung eines ethnologischen Grundbegriffs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 401–25.